

Gudrun Pausewang

Reise im August

➔ Bis zu diesem Tag im August hat Alice nichts von all dem Schrecklichen gewusst, was Juden in Deutschland geschieht. Die Erwachsenen haben es ihr verheimlicht. Doch nun ist sie auf der »Reise« nach Auschwitz. Es ist eine Reise unter den schauerlichen Umständen der Deportation. Eingepfercht in einem Güterwaggon, konfrontiert mit den Ängsten und den verzweifelten Hoffnungen der Mitgefangenen erfährt Alice, was sie niemals erfahren sollte. Am Ende der Reise ist sie kein Kind mehr — und darf doch nicht erwachsen werden.

Züricher Jugendbuchpreis

»la vache qui lit«



REALITY



Lesalter: Jugendliche aufwärts

Ravensburger Taschenbuch
ISBN 3-473-58040-6 DM 9,90
65 72 --
9 783473 580408

Ravensburger®

8040

Pausewang

Reise im August

REALITY



RTB

Reise im August

Gudrun Pausewang



Ravensburger

jetzt so laut, dass Alice sich nicht mehr konzentrieren konnte. Herr Blum und Ruth beugten sich über die Frau. Was sie zu ihr sagten, konnte Alice nicht verstehen. Die Rotwangige reichte ihr einen Becher voll Tee. Ihr Mann kniete vor ihr und rieb ihr die Füße.

Alice wunderte sich: Warum rieb er ihr die Füße?

»Sie muss jetzt liegen«, sagte Herr Blum so laut, dass es alle hören konnten. »Es kann ja ganz plötzlich kommen.«

Diesmal traf es die Silbermanns. Aber die murrtten nicht. Herr Silbermann lehnte sich neben dem Pinkelspalt an die Wand, die Mutter und die Töchter setzten sich zwischen die Mandels und den Stiernacken, der samt seiner Freundin noch einmal rücken musste – diesmal in Richtung Waggonmitte. Alice hörte, wie er leise fluchte.

Neben ihr weinte David. »Ich muss immer an Struppi denken«, schluchzte er.

»Seid doch still«, bat Alice. »Seid doch bitte alle eine Weile still...«

Rebekka hob traurig die Schultern.

Alice drehte sich um und beugte sich über die Tasche. Großvaters Gesicht erschien ihr jetzt noch weißer, noch toter. Seine Runzeln waren so tief, seine Tränensäcke wie Hügel. Die Falten, die von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln liefen, glichen ausgetrockneten Flusstälern, sein leicht geöffneter Mund war wie eine Schlucht. Das war kein Gesicht mehr, sondern eine tote Landschaft. Alice fiel ein, dass sie ihn einmal gefragt hatte, ob er im Krieg Menschen getötet habe. Aber er war ihr ausgewichen, hatte plötzlich etwas Wichtiges zu tun gehabt.

Sie hatte nicht noch einmal gefragt. Die Antwort wäre

ohnehin ein Nein gewesen: Dieser liebe, gute Großvater –, wie hätte man sich ihn als jemanden vorstellen können, der andere Menschen umbringt?

Sie stand auf und betrachtete ihn von oben, aus größerem Abstand. Und da wurden aus der fremden Landschaft des toten Gesichts wieder die vertrauten Züge ihres lieben Großvaters. Sie kauerte sich neben ihn und streichelte die kalten Wangen. Noch war er da. Noch war sie nicht ganz allein.

»Alice!«, rief jemand. Sie blickte auf. Paul winkte ihr. Sie stieg über das Gepäck zu ihm.

»Ich wollte dir den Abend zeigen«, sagte er und hob sie hoch.

Draußen zog eine in flammende Röte getauchte Seelandschaft vorbei. Am Ufer die schwarzen Umrisse von Trauerweiden. Die Sonnenscheibe spiegelte sich im Wasser. Angler standen auf einem hölzernen Bootssteg und schenkten dem vorbeiratternden Zug kaum Beachtung. Die Luft war kalt und roch herrlich.

Für einen Augenblick drückte Paul seinen Kopf zärtlich an ihre Schläfe. »Du wirst darüber hinwegkommen, Alice«, sagte er leise. »Du wirst sehen, wie viel der Mensch erraten kann.«

Dann ließ er sie herunter.



Wie verzaubert kehrte Alice

an ihren Platz zurück. Gern hätte sie ihre Augen so lange an das Astloch gepresst, wie es draußen noch hell war. Aber

Großvater lag davor. Er sollte in Ruhe liegen bleiben dürfen. Und sie wollte jetzt auch seinem Gesicht nicht begegnen.

Den Toren im Rücken, lehnte sie sich wieder gegen die Tische, und schloss die Augen. Sie wollte das Bild des stillen Abendsees bewahren.

Aber ihr blieb nicht viel Zeit dazu. Ruth war aus der Ecke der Schwangeren zurückgekehrt, um nach den Kindern zu sehen. Es gab ein Gerüchte und ein Gedränge, David weinte, und Ruben klagte über eingeschlafene Füße. Beide wollten trinken. »Irgendwas, Ruth!«

Durch die Luke fiel ein rötlicher Lichtstrahl. Er traf Ruth, die sich zu David herabbeugte, dann fiel er auf die Herrschels und Herrn Blum und wanderte wieder zurück. Alice reckte sich nach vorn, um Frau Wormser, die Schwangere, sehen zu können. Frau Herz und Frau Silbermann bemühten sich um die Liegende. Sie wischten ihr den Schweiß aus dem Gesicht und befeuchteten ihre Lippen. Alle hatten Durst. Die drei jüngsten Maibaums heulten, auch der Lockenkopf schluchzte, Ernst schrie in regelmäßigen Abständen nach Wasser. Und sie selbst musste an den ewig tropfenden Wasserhahn in der Kellerküche denken. Wenn sie jetzt dort sein könnte, daheim! Großmutter hätte ihr sofort Tee gekocht.

Sie spürte, wie ihr Tränen über die Wangen liefen.

»Wollt ihr nicht noch einmal Quartett spielen, solange es hell ist?«, fragte Ruth und sah Alice an.

»Quartett spielen!«, rief die Sängerin. »Das Kind hat vor zwei Stunden seinen Großvater verloren, und Sie fragen, ob es Quartett spielen will!«

»In diesem Waggon ist eine Stunde ein Jahr«, antwortete Ruth ganz ruhig.

Das verstand Alice nicht. Aber es musste die Sängerin während gemacht haben, denn sie zische erbot: »Ach, halten Sie doch Ihren Mund!«

Auch David und Ruben hatten keine Lust, Quartett zu spielen. Schweigend packte Ruth das Kartenspiel wieder ein.

»Lies uns lieber was vor«, bat David. »Du hast doch das Buch mit.«

Ruth nickte. David setzte sich aufrecht und rief laut: »Meine Mutter liest jetzt ein Märchen vor!«

Es dauerte nicht lange, da drängten sich zehn Kinder um Ruth. Das jüngste war der Lockenkopf, das älteste Alice.

»Es war einmal ein kleines Mädchen, dem waren Vater und Mutter gestorben«, begann Ruth, »und es war so arm, dass es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leib ...«

Ach ja, das Sternalerkind. Vor Alice erschien das Wohnzimmer in Großmutters und Großvaters Etage. So viele Kinder waren da gewesen, Schulfreunde und Nachbarkinder. Mami hatte seit Tagen ein kleines Theaterstück mit ihnen eingeübt: das Sternalermärchen. Nun war Großvaters Geburtstag, und endlich konnten sie es vorspielen. Alice war das Sternalerkind gewesen. Die meisten anderen Kinder hatten sich als Sterne verkleidet. Zum Schluss des Stücks tanzten sie alle um Alice herum und warfen Taler in ihr weißes Hemdchen: Schokoladenscheiben in Goldpapier. Papi begleitete die Tänzerinnen und Tänzer auf dem Klavier.

Großvater war ganz gerührt gewesen und hatte lange geplaudert.

Aber an diesen wunderschönen Tag konnte Alice nicht denken, ohne auch an die schreckliche Novemberrnacht erinnert zu werden. Es war eine Woche nach Großvaters Geburtstag gewesen. Alice hatte schon geschlafen. Aber dann wurde sie durch ein helles Aufleuchten im Zimmer geweckt. Alice rief ihre Eltern, die gerade zusammen musizierten, und zeigte aufgeregt zum Fenster. Da kamen auch schon Großvater und Großmutter herauf, und alle sahen fassungslös auf die Stadt. Die Synagoge brannte, die große, schöne Synagoge, an der sie immer vorbeikamen; wenn sie zu Großvaters Kaffeegeschäft fuhren. Die ganze Stadt, der ganze Himmel war vom Feuerschein hell erleuchtet, ja, sogar die Wände des Zimmers. Großvater ballte die Hände in den Hosentaschen, das sah sie genau. Großmutter weinte, und Papi und Mami hielten sich an den Händen.

Alice war zwei- oder dreimal in der Synagoge gewesen, mit den Großeltern. Mami und Papi gingen nie hin. Sie hatte damals oben bei der Großmutter gesessen, Großvater war unten bei den Männern gewesen. Sie konnte sich noch gut an den großen, feierlichen Raum erinnern. Dass jetzt alle vier so aufgeregt waren, konnte nur bedeuten: Jemand hatte die Synagoge angezündet.

Aber als sie danach fragte, antwortete Papi: »Nein, Mäuschen, so etwas Gemeines tut kein Mensch. Es muss ein Blitz gewesen sein.«

Obwohl Alice damals erst acht Jahre alt war, wusste sie doch, dass ein Blitz zu einem Gewitter gehört. Nur – da war kein Gewitter. Und Mami, die manchmal Gedanken lesen

konnte, fügte hastig hinzu: »Es kann auch ein Funke vom Bahnhof herübergeweht sein, heute ist es windig.«

Von dieser Nacht an ließ Papi sie nicht mehr in die Schule gehen. Eine Frau Rosenheimer unterrichtete sie daheim – über ein Jahr lang. Anfangs kamen ihre Schulfreundinnen auf Besuch, aber nach und nach blieben sie weg, zuletzt auch Traudel. »Ich darf nicht mehr kommen«, sagte sie traurig, »weil ihr Juden seid.«

Immer wieder hatte Alice gebettelt, in die Schule zurückkehren zu dürfen. Aber Papi, der ihr sonst fast jeden Wunsch erfüllte, war hart geblieben. »Glaube mir«, hatte er sehr ernst zu ihr gesagt, »es ist zur Zeit für dich das Beste, daheim zu bleiben. Später wirst du das verstehen ...«

»Und als es noch eine Weile gegangen war«, fuhr Ruth fort, »kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und for, da gab es ihm seins ...«

Seit jener Novemberrnacht, so schien es Alice, war alles anders geworden – irgendwie düster und unheimlich. Einen Tag vor dem Brand hatte ihr Großmutter ein wunderschönes weißes Eislaufkostüm mit Pelzbesatz geschenkt. Es war ihr dann zu klein geworden, ohne dass sie es auch nur ein einziges Mal getragen hatte. Denn auch auf die Eisbahn durfte sie nicht mehr. Und dann verkauften Großvater und Papi die Kaffeegroßhandlung ganz an Frau Lohnmann und blieben von nun an daheim. Alice hatte es sehr Leid getan. Sie war gern im Kaffeegeschäft gewesen. Zwischen den Säcken, Paketen und Regalen konnte man so herrlich Verstecken spielen!

»Großvater verträgt den Straub in den Lagerräumen nicht mehr«, hatte ihr Mami erklärt. Merkwürdig. Auf einmal.

»Endlich gelangte es in einen Wald«, las Ruth, »und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemd – und das gute Mädchen dachte: Es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben, und gab es auch noch hin ...«

Papi hatte eines Tages kein Auto mehr. Großmutter und Mami kauften nicht mehr in den Läden ein, in denen sie früher Kundinnen gewesen waren, zum Beispiel im Obst- und Gemüseladen Keßler, wo Alice immer eine Mandarine geschenkt bekommen hatte. Besorgungen erledigte jetzt Frau Lohmann für sie. Und es kam immer weniger Besuch. So viele Freunde und gute alte Bekannte von Papi und Mami und den Großeltern waren nach und nach verreist. Schließlich auch Frau Rosenheimer. Sie sei zu Verwandten nach Amerika gezogen, hatte ihr Großvater damals erklärt. Von da an gaben ihr Mami und Papi Unterricht, manchmal auch Großvater.

»Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Taler; und obwohl es sein Hemd weggegeben hatte, stand es auf einmal in einem neuen Hemd da, das war von allerleinstem Leinen ...«

Für alles hatten sie eine einleuchtende Erklärung gehabt, alle miteinander. Sogar für den heimlichen Umzug in den Keller. Und sie hatte ihnen geglaubt und blind vertraut und hatte nicht gehnrt, was inzwischen außerhalb der weißen Villa vorging.

Im Keller war es dann sehr einsam geworden.

Die Sterntalergeschichte war zu Ende. Die Sonne war untergegangen. Es wurde dunkler im Waggon. Draußen war ein wunderschöner Augusttag zu Ende gegangen. Alice

hatte nur einen dämmerigen Morgen und ein paar Astloch- und Lukenauschnitte von ihm gesehen. »Wenn alles so wie ganz, ganz früher wäre«, dachte sie, »wäre das heute ein Ferientag für mich gewesen, und ich wäre mit Traudel ins Freibad gegangen oder hätte den Tag bei Onkel Ludwig und Tante Irene verbracht. Oder ich hätte einfach nur im Garten auf der Schaukel gesessen und gelesen ...«

Ruth las jetzt ein anderes Märchen vor: Das Wasser des Lebens hieß es, und Alice kannte es noch nicht. Sie merkte, dass alle interessiert zuhörten, auch die Schwangere, Herr Blum und sogar der Stiernacken. Ganz bestimmt hätte auch Großvater zugehört.

Die Geschichte handelte von einem sterbenskranken König, um den seine drei Söhne unten im Schlossgarten weinten. Ein alter Mann fragte nach dem Grund ihres Kummers und gab ihnen eine schwache Hoffnung: »Ich weiß ein Mittel, das ist das Wasser des Lebens; wenn er davon trinkt, so wird er wieder gesund. Es ist aber schwer zu finden ...«

Die Schwangere, Frau Wormser, unterdrückte ein Stöhnen. Aber das Baby begann zu schreien. Ruth unterbrach die Geschichte und wartete, bis die Blonde das Kind an die Brust gelegt hatte.

»Weiter!«, rief jemand.

Ruth fuhr fort zu lesen: Nun ritt der älteste Sohn in die Welt hinaus, das Wasser zu holen. Aber weil er dabei seinen eigenen Vorteil im Sinn hatte, blieb er in einer Bergschlucht stecken, die so eng war, dass er nicht einmal mehr sein Pferd wenden konnte. Dem zweiten Sohn erging es genauso.

Frau Wormser musste jetzt doch stöhnen, aber sie presste

sich ein Tuch vor den Mund, damit die anderen weiter zuhören konnten. Sie erfuhren, dass der jüngste Sohn der Einzige war, der reinen Herzens davornit, nur darauf aus, seinen todkranken Vater zu helfen. Darum wurde er für würdig befunden, den Weg zum Wasser des Lebens zu erfahren. »Es quillt aus einem Brunnen in dem Hofe eines verwünschten Schlosses, aber du dringst nicht hinein, wenn ich dir nicht eine eiserne Rute gebe und zwei Laiberchen Brot. Mit der Rute schlag dreimal an das eiserne Tor des Schlosses, so wird es aufspringen. Inwendig liegen zwei Löwen, die den Rachen aufsperrn. Wenn du aber jedem ein Brot hinwirfst, so werden sie still, und dann beile dich und hole von dem Wasser des Lebens, bevor es zwölf schlägt, sonst schlägt das Tor wieder zu, und du bist gefangen.«

Nach vielem Hin und Her gelang es dem jüngsten Sohn schließlich, das Wasser zu beschaffen. Kaum hatte der alte König davon getrunken, da fühlte er seine Krankheit verschwinden und war stark und groß wie in seinen jungen Tagen ...

»Wenn so eine Geschichte keinen Durst macht«, sagte Max, der wieder neben der anderen Luke an der Wand lehnte.

Das Baby begann von neuem zu schreien. Die Blonde weinte: Sie habe keine Milch mehr. Sie konnten einander kaum mehr sehen. Lichter eines Bahnhofs blinzelten durch die Luken, wanderten über die Wände und verschwand wieder. Jemand fluchte – offenbar weil er im Dunkeln in den Haufen getreten war.



Ein Ruck ging durch den Zug

und ließ die Puffer aneinander stoßen. Wieder fiel Licht durch die Luken, streifte an der Wand entlang und erlosch. Der Zug fuhr langsamer. Er knirschte, rasselte, knarrte, dann stand er.

»Lia, Lia!«, schallte es aus dem Nachbarwaggon.

Max und der Schnurrbärtige sprangen auf.

»Wir stehen auf einem Güterbahnhof!«, rief Paul.

»Wasser!«, rief die Blonde.

In den Nachbarwaggons begannen sie ebenfalls zu schreien.

»Hier ist ein Toter!«, rief Herr Blumm. Paul stimmte ein:

»Hier ist ein Toter! Und eine Frau in den Wehen!« Seine Stimme überschlug sich.

»Auf welcher Seite ist die Rampe?«, fragte der Schnurrbärtige hastig.

»Hier ist sie nicht«, antwortete Max mit dem Gesicht an der Luke.

»Hier auch nicht«, meldete Paul von der anderen Luke.

»Wir scheinen auf einem Abstellgleis zu stehen.«

Alice wunderte sich. Was war eine Rampe? Sie hatte das Wort noch nie gehört.

Draußen piff jemand auf einer Trillerpfeife, Männerstimmen brüllten Befehle hin und her. Ein Hund bellte. Max und der Schnurrbärtige stießen vor ihrer Luke mit den Köpfen zusammen. Der eine brüllte: »Pass doch auf!«, der andere fluchte leise. Dann drängten sie sich zu Paul durch. Auch der Stiernacken stieg über Ruth und ihre Kinder und schob sich zu Paul. In der Ecke der Blondenden wurde es eng. Das Baby schrie.